

Stille hinter den Worten

I. Das Ablegen

Thomas besaß drei Telefone, zwei Computer und ein Gedächtnis, das wie ein Archiv funktionierte. Er wusste, wann die Märkte in Tokio öffneten und wie man die Effizienz einer Abteilung um genau vier Prozent steigerte. Er war ein Mann der Definitionen.

Der Tag, an dem er aufhörte, war ein Dienstag. Es gab kein auslösendes Ereignis, keine Tragödie. Es war lediglich die plötzliche Erkenntnis, dass jedes Wort, das er sprach, nur weiteren Lärm erzeugte. Er stand mitten in einer Konferenz auf. Er sagte nicht „Ich kündige“. Er sagte gar nichts. Er nahm seine Jacke und verließ das Gebäude.

Auf dem Parkplatz ließ er seinen Autoschlüssel im Schloss stecken. Er ging zu Fuß, bis die Stadt hinter ihm nur noch ein graues Flimmern am Horizont war.

II. Das namenlose Tal

Nach drei Tagen erreichte er das Tal. Es stand in keiner Broschüre. Die Menschen dort trugen Kleidung, die nach Erde und Rauch roch. Als Thomas auf den Dorfplatz trat, kam ihm eine Frau entgegen. Sie trug einen Eimer Wasser.

Thomas wollte fragen: „Wo bin ich hier? Wie heißt dieser Ort?“

Die Frau sah ihn an. Sie bemerkte seinen teuren Anzug, der nun zerrissen war, und den Schweiß auf seiner Stirn. Sie sagte nichts. Sie zuckte lediglich mit den Schultern. Es war kein unhöfliches Zeichen. Es war die Feststellung, dass Fragen hier keinen Boden fanden. Sie reichte ihm eine Kelle Wasser.

Thomas trank. Das Wasser war kalt und schmeckte nach Stein. Er suchte nach einem Wort, um den Geschmack zu beschreiben – mineralisch, frisch, rein. Doch als er die Frau ansah, die bereits weiterging, ohne auf ein Danke zu warten, ließ er das Wort fallen. Es war nur Wasser.

III. Das Entlernen

Wochen vergingen ohne Kalender. Thomas' Gehirn versuchte anfangs noch, die Welt zu ordnen. Er wollte Winkel berechnen, als ein Mann einen Zaun baute. Er wollte die Bodenqualität prüfen, als eine Frau Samen setzte.

Jedes Mal, wenn er den Mund öffnete, erntete er ein Schulterzucken. Es war keine Abweisung. Es war das Ende der Theorie.

Thomas lernte das Schweigen. Er hörte auf, Pflanzen zu bestimmen. Er sah keine "Buchen" mehr, nur noch graue Rinde und Lichtspiel. Er vergaß Telefonnummern, Passwörter und die Namen seiner Geschwister. Das Vergessen war kein Verlust; es war, als würde ein Schiff Ballast abwerfen. Er wurde leichter. Sein Hunger war kein Plan mehr, nur noch ein Gefühl im Bauch. Er kaute Brot. Er schluckte Wasser. Er war kein Archiv mehr. Er war ein Körper.

IV. Der Einbruch

Die Außenwelt kam in Form eines Mannes namens Wagner. Er trug polierte Schuhe, die im Matsch des Tals lächerlich wirkten. Wagner war Thomas' ehemaliger Stellvertreter. Er brachte Akten, Sorgen und die Nachricht mit, dass man Thomas für tot oder verrückt erklärt hatte.

„Wir brauchen deine Unterschrift“, sagte Wagner. Er hielt einen Stift hin wie eine Waffe. „Es geht um Millionen. Um dein Erbe. Um alles, was du aufgebaut hast.“

Thomas sah auf den Stift. Er sah auf die glänzende Spitze und das Firmenlogo. Er suchte in sich nach dem Gefühl für "Eigentum" oder "Verantwortung". Da war nichts. Nur das ferne Rauschen des Flusses.

„Verstehst du nicht?“, drängte Wagner. „Die Welt wartet auf eine Antwort!“

Thomas sah Wagner an. Er sah die Anspannung in dessen Kiefer, die Angst vor dem Chaos in dessen Augen. Thomas spürte kein Mitleid, nur eine tiefe Distanz. Er tat das Einzige, was noch ehrlich war.

Er zuckte mit den Schultern.

Es war kein Nein. Es war die Feststellung, dass Wagners Welt in diesem Tal keine Sprache hatte. Wagner schrie. Er fluchte. Schließlich ging er und ließ den Stift im Dreck zurück. Thomas hob ihn nicht auf. Er sah zu, wie der Regen den Kunststoff säuberte, bis er nur noch ein blaues Ding im Schlamm war. Ohne Bedeutung.

V. Die Auflösung

Der Winter kam ohne Ankündigung. Der erste Frost überzog die Gräser mit einer Schicht aus Glas. Thomas bewohnte eine Hütte am Waldrand. Es gab darin kein Buch, kein Bild und keinen Spiegel. Er wusste nicht mehr, wie sein Gesicht aussah. Es spielte keine Rolle.

Er verbrachte die Tage damit, das Licht zu beobachten. Er sah zu, wie es morgens fahl über die Kämme kroch und abends im Violett des Schnees versank. Er wartete auf nichts. Wenn er fror, rückte er näher an das kleine Feuer. Wenn er müde war, schlief er auf dem Stroh.

Eines Morgens, als der Himmel so klar war, dass das Blau schmerzte, verließ er die Hütte. Er ging zum Fluss. Das Wasser war an den Rändern gefroren, in der Mitte floss es schwarz und träge. Thomas setzte sich auf einen flachen Stein.

Er dachte nicht mehr: „Ich sitze hier.“ Er dachte überhaupt nicht mehr. Die Grenze zwischen seiner Haut und der kalten Luft schien dünner zu werden. Das Rauschen des Wassers war in seinem Kopf, und das Schweigen der Bäume war sein eigenes Schweigen.

Ein Fuchs trat aus dem Unterholz. Das Tier hielt inne, die Pfote erhoben. Es sah den Menschen an. In den Augen des Tieres lag keine Frage, und Thomas gab keine Antwort. Er war für den Fuchs nur ein Teil der Landschaft, so wie der Stein oder der

gefrorene Farn. Thomas spürte eine letzte, tiefe Erleichterung. Er war kein Subjekt mehr, das eine Welt betrachtete. Er war die Welt, die sich selbst genügte.

Als der nächste Schneesturm einsetzte, war die Hütte leer. Im Tal wurde nicht nach ihm gesucht. Man wusste, dass das Gehen zum Bleiben gehörte.

Irgendwo im Schlamm, weit weg am Pfad, lag noch immer ein blauer Stift. Er war mittlerweile tief eingesunken. Das Plastik würde Jahrhunderte überdauern, aber es gab niemanden mehr, der wusste, wofür man es benutzt hatte. Es gab nur noch das Weiß, das alles zudeckte. Das Schweigen war nun vollständig.